

Cees  
Nooteboom

533  
Tage

Suhrkamp

Berichte von der Insel

suhrkamp taschenbuch 4828

Ein Mann, eine Insel, das All: Wenn der Kosmopolit Cees Nooteboom auf Menorca ist – längst nicht mehr nur seine »Sommerinsel« –, dann steht er mit beiden Beinen fest auf dem fruchtbaren Boden, umgeben von Palmen, störrischen Schildkröten und den geliebten Büchern im Gartenstudio. Sein Blick reicht jedoch weit über die Horizontlinie hinaus. Mit Skepsis blickt Nooteboom auf ein Europa, das auseinanderzubrechen droht; mit Stauen betrachtet er das Gesamtkunstwerk David Bowie. Seine Begeisterung aber gilt dem Weltall, von seinem Schutzheiligen, dem Sternbild Orion, bis zu den beiden Voyager-Raumsonden mit ihren Grußbotschaften an fremde Zivilisationen im Gepäck, seit fast 40 Jahren im All unterwegs und von allen vergessen (»außer von der NASA und mir«).

533 Tage im Leben eines großen Autors, der die Sorge um seinen Garten und den leidenden Hibiskus darin elegant und meisterlich zu vereinen weiß mit dem Griff nach den Sternen: ein berückender Band, garantiert nicht nur für Inselliebhaber.

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt als freier Schriftsteller in Amsterdam und auf Menorca. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung sowie dem Prijs der Nederlandse Letteren.

Zuletzt sind von ihm erschienen: *Gesammelte Werke. Band 10*, 2017, »*Ich hatte ja tausend Leben*«. Ein Brevier (st 4715) sowie *Briefe an Poseidon* (st 4494).

Cees Nooteboom  
533 Tage

Berichte von der Insel

Aus dem Niederländischen  
von Helga van Beuningen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
*533. Een dagenboek*  
bei Uitgeverij De Bezige Bij, Amsterdam.

Sämtliche Fotos in diesem Band sind von Simone Sassen,  
mit Ausnahme der Abb. 6 (Éditions Phébus, Paris, 1999)  
und der Abb. 14 (Matthias Horn, Berlin).  
Der Abdruck des Zitats auf S. 59 ff. (aus: Héctor Abad:  
*Brief an einen Schatten. Eine Geschichte aus Kolumbien.*  
Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg.  
Berlin 2009, S. 183-185) erfolgt mit freundlicher  
Genehmigung des Berenberg Verlags.  
Die Seiten 246 ff. beziehen sich auf das Radiofeature  
»Die Raumfahrt-Rentner der Voyager-Mission«  
von Guido Meyer für SWR 2 Wissen (Erstsendung: 14. 9. 2015).

Erste Auflage 2017  
suhrkamp taschenbuch 4828  
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2016  
© Cees Nooteboom 2016  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner  
Umschlagabbildung:  
Science Photo Library / Schaller, Adolf / Nasa / Esa  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46828-9

533 Tage



## I.

Die Blüten der Kakteen lassen sich mit anderen Blüten nicht vergleichen. Sie sehen aus, als hätten sie einen Sieg errungen und, so seltsam das auch klingen mag, als würden sie am liebsten noch heute heiraten, wen, ist allerdings nicht klar. Mein ältester Kaktus, er war schon hier, als ich vor vierzig Jahren kam, besteht aus Gegensätzen, man könnte meinen, seine einzelnen Teile wären von unterschiedlichem Alter. Er hat diese großen Blätter, die natürlich nicht Blätter heißen, es sind eher mächtige ausgestreckte Hände ohne Finger, ovale Formen, grün und massiv, voll kleiner Stacheln, das Klischee eines Kaktus in einer mexikanischen Landschaft. Ich verstehe nichts von Kakteen. Sie waren hier die ursprünglichen Bewohner, der Eindringling bin ich. Sie stehen an verschiedenen Stellen, es gibt einen verwahrlosten Teil des Gartens hinter meinem Studio, in dem sie die Alleinherrscher sind. An einer anderen Stelle steht der Kaktus der Gegensätze. Am Ende dessen, was später eine Frucht sein wird, hier *chumba* geheißen, in Frankreich *figue de barbarie*, sitzt jetzt, im Sommer, eine gelbe Blüte. Einige seiner Blätter, ich bleibe jetzt mal bei dieser Bezeichnung, sind aus vertrocknetem Leder, doch manchmal hat er auch kleine Hände von einem lichten, lebendigen Grün, wenn man die Stacheln herauszieht, kann man sie kleinschneiden und essen. Seine großen toten Hände lässt er fallen,



sie sind erstaunlich schwer. Wenn ich im Garten arbeite, alles zusammenharke, was bei einem Sturm von den Bäumen geweht worden ist, hebe ich sie vorsichtig auf, tunlichst mit Handschuhen. Dann werfe ich etwas Totes weg, aber wenn ich näher an den Kaktus herangehe, sehe ich, dass er, ein Mann, der mich weit überragt und nach unten hin scheinbar zu Holz geworden ist, tot, trocken und schwer, an dieser abgestorbenen Materie neue kleine Hände bekommt. Das meine ich mit Gegensätzen, so als bestünde ich zum Teil bereits aus toter Materie und bekäme gleichzeitig neue Gliedmaßen, wenngleich ich nicht weiß, wie ich mir das im Detail vorstellen soll. Was wäre das Äquivalent zu dieser gelben Blüte?

Letztes Jahr, nach einer Reise durch die Atacama im Norden Chiles, beschloss ich, einige Kakteen in meinem spanischen Garten zu pflanzen. Auf der anderen Seite der Insel gibt es ein Gartenzentrum. Als ich dort nach Kakteen fragte, deutete jemand auf eine riesige phallische, haarige Pflanze, die mich ein ganzes Stück überragte. Unmöglich, sie in mein Auto zu verfrachten, doch in ihrer Nähe gab es ein kleines oder eigentlich gar nicht einmal so kleines Heer von Gewächsen, die von den Verkäufern ebenfalls als Kakteen bezeichnet wurden, Offiziere und Soldaten in sehr unterschiedlichen Uniformen. Jedes Mal, wenn ich bei einer völlig anderen Form nach dem Namen fragte, lautete die Antwort unvermeidlich Kaktus, und so stehen jetzt sechs davon in meinem Garten oder was dafür durchgehen muss. Bis auf einen haben sie den Winter überlebt; sie zu beschreiben, ist äußerst schwierig. In seinem *Zibaldone* sagt Leopardi, der

Dichter müsse nicht nur die Natur imitieren und perfekt beschreiben, sondern er müsse das auch *auf natürliche Weise* tun. Leicht gesagt! Sie ähneln den Kakteen, die hier bereits waren, den Ureinwohnern, eigentlich in nichts. In den zwischenzeitlich gekauften Kakteenbüchern werde ich versuchen, ihre Namen zu finden, aber das ist nicht einfach. Einer ist eine meergrüne, pflanzenähnliche kleine Säule, die mir bis zu den Knien geht. Ein anderer teilt sich nach einem knappen Meter in viele Seitenäste und setzt danach seinen Weg einfach nach oben fort. Doch warum sage ich Äste? Am ehesten gleichen sie einem Teil des Stamms, der einen Seitenweg eingeschlagen hat. Und Stamm ist möglicherweise ebenfalls nicht das richtige Wort. Ein Kaktus, der sich auch zur Seite hin fortsetzt. Xec, der genauso wenig weiß, wie die Pflanze heißt, behauptet, sie könne sehr groß werden. Ich meine, diese Form schon mal in einer Tequilawerbung gesehen zu haben. Aber vielleicht war es nur das Etikett auf einer Flasche, und der Alkoholnebel hat meinen Blick verschleiert. Dann gibt es noch eine knollenförmige, ziemlich plumpe, in Segmente aufgeteilte Kanonenkugel aus dem Ersten Weltkrieg, mit unendlich vielen Stacheln, so dass die Schildkröten einen Bogen um sie machen. In Segmente aufgeteilt, ist das der richtige Ausdruck? Wie hat Humboldt das gemacht, wie beschreibt man ein Objekt, das grün ist, durch ungefähr vierzehn scharfe Einschnitte seine euklidische Kugelform verloren hat, gefährlich und mächtig *dasteht* und weiß der Himmel was dadurch klarzumachen versucht, dass die Stacheln, die es überall hat, an seiner Oberseite von

tiefkarminroter Farbe sind? Aber, Lektion eins, Stacheln darf ich nicht sagen, so gemein geschliffen sie auch aussehen und so lang sie auch sind. Ein Kaktus hat *Dornen*. Humboldt achtete natürlich auf Merkmale, Geschlecht, Fortpflanzungsmöglichkeiten, Verwandtschaften. Dafür fehlt mir das Instrumentarium, alles, was ich habe, ist meine *prima vista* und die Armut meiner Sprache. Denn wenn ich grün sage, was meine ich damit? Wie viele Grüntöne gibt es? Indem ich allein schon meine sechs neuen Kakteen betrachte und ihre Farben benennen will, werde ich zum Meister des Adjektivs.

Wie dem auch sei, ich habe eine kleine Enklave für sie angelegt, die auf der einen Seite von einer uralten Mauer aus aufeinandergeschichteten Steinen begrenzt wird, einer *pared seca*, und auf der anderen von Steinen derselben Art wie die der Mauer, auf der braunen Erde zur durchlässigen Grenze geformt, die jedoch von den Schildkröten missachtet wird. Sie kommen natürlich nur an die untersten Blätter heran, aber die Wunden, die ihre Bisse verursachen, sind ebenso bizarr wie die Gestalt mancher Pflanzen. Rund um die Kakteen habe ich andere Sukkulente gepflanzt, die wir im Niederländischen Fettpflanzen nennen, eine von ihnen, Angehörige einer der vielen *Aeonium*-Arten, hat tiefschwarze, glänzende Blätter, die so wunderbar um einen Mittelpunkt herum angeordnet sind, dass man automatisch an Symmetrie und Harmonie als Sinn und Zweck zu glauben beginnt. Das Schwarz der Blätter ist so intensiv und eigentlich schon wollüstig, dass diese Pflanze der denkbar passendste Schmuck auf dem Grab einer jung verstorbenen Dich-

terin wäre. Und obwohl ich meine Schildkröten liebe – heute Morgen sah ich, wie das älteste Exemplar, der Patriarch, der schon seit unendlich vielen Jahren die Winter ohne mich überlebt, versuchte, mit seinen Altmännerzähnen die Harmonie dieser mathematischen Symmetrie zu durchbrechen, indem er mit aller Kraft hineinbiss, pervers, eine Entweihung.

Doch wie bestraft man eine Schildkröte, die hier viel ältere Rechte hat als ich? Schildkröten besitzen meines Wissens keine Jahresringe, ich habe also keine Ahnung, wie alt diese ist, und auf Ermahnungen hört sie nicht. Was ich am liebsten täte: mich aus ihrer Perspektive zu betrachten, um zu wissen, wie das aussieht. Eine Art beeindruckend hoher, sich bewegender Turm, der, wenn man ihn nur deutlich genug auffordert, für Wasser sorgen kann. Während der größten Sommerhitze kommt sie manchmal auf die Terrasse und stupst meinen Fuß an. Dann sprühe ich Wasser auf die Steine, und sie leckt sie gemächlich und gründlich ab. Die Steine, die ich im letzten Jahr rund um die Pflanzen gelegt habe, um die unteren Blätter gegen ihre Angriffe zu schützen, hat sie wie ein lebender Bulldozer Millimeter um Millimeter beiseitegeschoben.

Nicht nur über Kakteen, auch über Schildkröten weiß ich wenig, finde aber, dass beide einiges gemeinsam haben, die Widerborstigkeit, den Eigensinn, vielleicht sogar das Material, aus dem sie gemacht sind, alles ist hart und zäh. Schilde und Dornen sind Abwehrmittel, das Bein einer Schildkröte fühlt sich genauso an wie die

Haut mancher Kakteen, und meine Schildkröten legen ihre Eier in die Erde, als glaubten sie selbst, Pflanzen zu sein. Sie halten es lange ohne Wasser aus, wissen mich allerdings zu finden, wenn sie doch Durst bekommen. Vielleicht denken sie ja, ich *sei* Wasser. Das Geheimnis von Kakteen und Wasser muss ich noch lösen, ein Mysterium von zu viel oder zu wenig. Ich war bis Oktober hier und dann wieder, kurz, im Dezember. Jabi, der Nachbar, sagt, es habe viel geregnet in diesem Winter. Doch in den Wüsten, aus denen die Kakteen stammen, regnet es kaum oder nie. Bei uns hat es heute Nacht, nach einem Unwetter mit Blitz und Donner, schwer geschüttet. Dem Ficus und dem Feigenbaum hat das, wie es aussieht, durchaus behagt, ihre Blätter glänzen. Die Kakteen äußern sich nicht dazu, jedenfalls nicht so, dass ich es verstehe.

Dafür zeigen sie die Eigenartigkeit ihrer Form, als sei das ihre Pflicht, was natürlich auch so ist. Sie gehorchen ihrer DNA, wie ihre Vorfahren das eine Ewigkeit lang getan haben, ein Gesetzbuch, einst für sie geschrieben und von ihnen peinlichst befolgt, Paragraph für Paragraph. Oder haben sie es in einer Zeit vor der Erinnerung selbst geschrieben und in endlosen Prozessen und Rechtsprechungsreformen angepasst? Derlei Fragen beantworten sie mit unerbittlicher Schweigsamkeit. Bäume rauschen, Sträucher beugen sich, Wind braust, doch an solchen Unterhaltungen beteiligen sich Kakteen nicht. Es sind Mönche, ihr Wachstum ist unhörbar, falls sie Geräusche von sich geben, sind meine Ohren nicht so beschaffen, dass ich sie vernehmen kann, ihre Form ist ihr Zweck,



Abb. 1 *Chumba*: Die Frucht des Feigenkaktus

das wusste schon Aristoteles. Dass ich sie sehen kann, ist ihnen vermutlich egal.

## 2.

Am Tag meiner Ankunft erschien nach ein paar Stunden Xec mit einem Buch über den Tod. Der Postbote hatte es draußen hingelegt, dem Regen ausgesetzt. Xec hatte das Buch gerettet. Danach besprachen wir seine Arbeit. Er ist ein Negativbildhauer, er verändert die Formen der Bäume, damit der Garten mehr Licht bekommt. Vor einem halben Leben habe ich Palmen gepflanzt, sie reichten mir bis zu den Knien. Jahrelang habe ich die abgestorbenen Palmwedel selbst abgesägt, bis ich das nicht mehr schaffte. Der Baum – es sind zwei – zu hoch und ich zu alt. Palmwedel, sie gehören zu Palmsonntag, dem Sonntag vor Ostern, zu Jesu Einzug in Jerusalem, die Menschen am Straßenrand winken damit. An Palmsonntag wurden die Zweige geweiht, man durfte einen kleinen nach Hause mitnehmen, eine Miniausgabe, die nicht aussah wie ein richtiger Wedel, denn ihr Ansatz am Baum, der Teil, den man absägen muss, steckt voller Dolche, an denen man sich böse verletzen kann. Im Winter schaut Xec nach dem Garten, ein merkwürdiges Amalgam eigensinniger Bewohner, die mich erwarteten, als ich vor über vierzig Jahren herkam. Ein Teil dieser Bevölkerung ist in der Zwischenzeit ausgestorben, hier herrscht kein mildes Klima, und ein Garten ohne Gärtner hat es schwer auf einer Insel, auf der der Wind ein strenger Herrscher

ist, der manchmal von Norden herantost und vom Meer Salz mitbringt. Xec ist jung und stark, an besagtem Tag meiner Ankunft kam er mit seiner kleinen Tochter, und wegen des Buches, das er mitbrachte, assoziierte ich ihn mit dem Tod. Es ist ein Buch von Canetti, der nicht sterben wollte, was für sich genommen zugegebenermaßen nicht ausreicht, um einen Gärtner mit dem Tod zu assoziieren. Der Grund war ein anderer. Ich fragte ihn, warum er die Lilien nicht herausgerissen habe, die sich ständig herrschsüchtig zwischen die Aeonien zu drängen versuchen. Das hatten wir so abgesprochen. Diese Lilien, ich nenne sie so, weil ich nicht weiß, wie sie wirklich heißen, scheinen während meiner Abwesenheit zu blühen, das allein schon ist ein Grund, sie nicht leiden zu können. Doch wie beschreibt man diese Abneigung? Dann muss man bei den Aeonien selbst beginnen, Sukkulenten, die einer kleinen Armee gleich gegenüber der Terrasse angetreten sind, dem Haus zugewandt, das Erste, was ich sehe, wenn der Tag beginnt. Es ist ein schlichtes Volk. Hellgrüne Blätter, schön mathematisch im Kreis angeordnet, feste Substanz, sie haben sich ihr Existenzrecht dadurch verdient, dass sie während dieser ganzen Zeit, meist in Einsamkeit, einfach stehen geblieben sind. Die Lilien sind Eindringlinge, lange, dünne, in die Höhe strebende Blätter an hartnäckigen, verbissenen Knollen, die man fast nicht herausbekommt, ohne die Hälfte der Aeonien mit auszureißen, was mich meinen halben Rücken gekostet hat. Xec hatte versprochen, sie herauszunehmen, wenn der Boden etwas nachgiebiger wäre und ich am anderen Ende der Welt umhergondelte.



Als Antwort auf meine Frage hob Xec seinen Fuß. An der Sohle war ein großer schwarzer Fleck, der aussah wie etwas Verderbliches, ein Unheilszeichen. Und das war es auch, er sei, erzählte er, an diesem Fuß wegen Hautkrebs operiert worden. Der schwarze Fleck, die Lilien, das Buch von Canetti mit dem hoffnungslosen Titel – so hatte sich der Gedanke an den Tod zwischen Kakteen und Schildkröten eingeschlichen. Ich dachte an Canettis letzte Ruhestätte, die ich einmal in Zürich besucht hatte, er liegt nicht weit von James Joyce entfernt. Zweimal war ich dort, beim ersten Mal hatte er, wie Brodsky in Venedig, noch ein katholisches Kreuz, das später durch eine Platte ohne Kreuz ersetzt wurde, ohne dass es dadurch ein jüdisches Grab geworden wäre. Zwar lagen auf beiden Gräbern einzelne kleine Steine, wie ich sie auch bei Celan und Joseph Roth in Paris gesehen hatte, doch am auffallendsten an den in Zürich so nahe beieinander gelegenen Grabstätten war ihr unterschiedlicher Charakter. Joyce saß sorglos da, die Beine locker übereinandergeschlagen, ein Herr am Sonntagmorgen, der genauso gut eine Zigarette hätte rauchen können. In der Regel sitzen Tote nicht, und rauchen tun sie schon gar nicht, das kommt natürlich noch hinzu. Jemand, der sitzt, kann auch aufstehen, wohingegen beim Tod von Auferstehung vorläufig noch nicht die Rede ist. Die erfolgt, falls überhaupt, erst am Ende aller Zeiten. Bei Canetti bestand der einzige Schmuck aus seiner Unterschrift, die etwas Wütendes und Verbissenes hatte, das Ende eines zornigen Briefes an einen allzu dummen Widersacher, danach sah es noch am ehesten aus. Als ich sein

Buch aufschlage, lese ich: »Die Auferstandenen klagen plötzlich in allen Sprachen Gott an: das wahre Jüngste Gericht.« Auch in diesem Satz Empörung. Das Leben als ein von Gott ersonnenes Komplott gegen die Menschen, ein Geschenk mit beigefügter Todesstrafe. An einer früheren Stelle im Buch besucht er den Platz, an dem er später liegen wird, eine Stelle, die er selbst ausgesucht hat. Das hat dann fast den Anschein des Gegenteils, lässt auf Sehnsucht schließen. Er fragt sich, was Joyce wohl dazu sagen wird, wenn er in dessen Nähe zu liegen kommt. Aber da Canetti ein Mensch ist, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellt, fragt er sich auch, ob ihm das selbst angenehm sein wird, hat er doch immerhin einmal über Joyce geschrieben: »Wenn ich ganz aufrichtig zu mir wäre, müsste ich sagen, dass ich alles, wofür Joyce stand, zerstören möchte. Ich bin gegen die *Eitelkeit* des Dadaismus in der Literatur, die sich über die Worte erhebt. Ich vergöttere die intakten Worte.« Hier spricht jemand vom Volke des Buchs, das ist unverkennbar, als er fortfährt: »Der eigentlichste Teil der Sprache für mich sind die *Namen*. Ich kann Namen angreifen und herunterholen, ich kann sie nicht zerstückeln. Das gilt sogar für den Namen dessen, den ich am meisten hasse, den Erfinder und Bewahrer des Todes: Gott.« Joyce und der Dadaismus, auf diesen Gedanken war ich noch nicht gekommen, aber jemanden zu hassen, der nicht existiert, könnte auch eine Form von Dadaismus sein.

Der Zufall will es (doch für Leser gibt es keinen Zufall), dass ich gleichzeitig ein älteres Buch von Philip Roth lese, *Sabbaths Theater*, in dem die Hauptfigur, Mickey Sabbath, sich wie Canetti auf die Suche nach dem Ort begibt, an dem er beerdigt werden will. Zwei Juden auf der Suche nach ihrem Grab, und auch Sabbath hat diese Todesobsession, das Buch ist eine Wahnsinnsarie von Eros und Thanatos bis hin zu seinem wiederholten Masturbieren auf dem Grab der ehebrecherischen Frau, mit der er eine erotomanische Beziehung hatte, die von Roth auch noch sehr explizit mit einer Überfülle an Details geschildert wird, was beim Leser hin und wieder zu stellvertretender Erschöpfung führt, als müsste er bei schwülem Wetter einen endlos langen Bergweg hinaufsteigen, bis er nicht mehr kann – für den Leser, der ich bin, das Gegenteil der Erotik bei Nabokov, die zwar ebenso extrem sein kann, allerdings durch Suggestionen, nicht durch eine Aufzählung wilder Aberrationen und realistischer Details in endlosem Überfluss. Sabbath ist also kein Humbert Humbert, aber in all seiner grotesken Besessenheit doch auch eine unvergessliche Figur, und diese Figur treibt sich nun verloren auf einem verwahrlosten Provinzfriedhof herum und verhandelt mit dem Friedhofswärter über den Platz und vor allem auch den Preis seines Grabes, einen Betrag, den er an Ort und Stelle entrichtet. Ob Canetti darin etwas wiedererkannt hätte, weiß ich nicht, wengleich er den skandalösen Text, den Sabbath auf seinem Grabstein haben möchte und den er zusammen mit dem Geld für die Beisetzung und die Kosten für den Rabbiner dem Bestattungsunternehmer in

einem versiegelten Umschlag überreicht, ekelhaft gefunden hätte. Der Unterschied besteht natürlich darin, dass es Sabbath in Wirklichkeit nicht gegeben hat. Nicht existierende Personen brauchen nun einmal mehr Worte, während Canetti sich mit seiner Unterschrift und den Namen seiner ersten und seiner zweiten Frau begnügen konnte, Veza und Hera.

### 3.

Wann ist etwas ein Ereignis? Ein Zugunglück, ein völlig unerwarteter Besuch, ein Blitzschlag. Letzteres geschieht im Sommer auf dieser Insel regelmäßig, ein Himmel, voll von elektrischem Menetekel, und plötzlich ein tödlicher Schlag. Das steht dann tags darauf in der Lokalzeitung, ein Ereignis. Doch wie nennt man es, wenn etwas stattfindet, das für die Welt niemals als Ereignis zählen würde, für einen selbst aber durchaus? Früher Morgen, die *esteras*, eine Art Vorhang aus geflochtenem Schilf, noch nicht heruntergelassen. Ich sitze auf der Terrasse, und auf einmal landet neben mir ein Wiedehopf mit un-nachahmlicher Effekthascherei. Er hat mich nicht gesehen, sonst wäre er schon auf und davon. Der *Upupa epops* ist sehr scheu. Doch hier sitzt er, auf der trockenen braunen Erde, vor dem frisch gepflanzten Hibiskus, der nicht wachsen will. Wenn es einen Vogel gibt, der einer Blume gleicht, dann ihn. Auf Spanisch heißt er *abubilla*, hier auf der Insel *puput*. Ob er weiß, dass er schön ist? Er hat einen hohen Kamm aus senkrecht stehenden Federn,